

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 25.

Sonntag, 30. Januar.

1916.

(4. Fortsetzung.)

Die Halliggräfin.

Roman von Albert Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Ein leises unterdrücktes Lächeln unterbrach ihn. Er fuhr von der Gitterkiste, auf welcher er gesessen hatte, auf und blickte sich ängstlich um.

Da war sie wieder, die braunlockige Stallmagd. Wollte sie ihn wieder ärgern.

„Sie machen so'n wütendes Gesicht, Herr Kutscher“, sagte sie.

„Herr Kutscher! Das war auch wieder nur Sohn von diesem naseweissen, sechzehnjährigen Ding. Und zornig entgegnete er: „Na, soll man denn fröhlich sein bei diesem Wetter, in diesem öden, häßlich fahlen Lande, bei diesen stumpfsinnigen Leuten.“

„Das Wetter ist schlecht; es regnet ja. Und die Gegend hier — ja, so schön wie bei uns in Ostholstein — ich bin aus der Gutiner Gegend — ist es hier nicht. Aber die Leute — die Leute, Herr Kutscher, sind herzensgut, die taugen was, sind treu.“

Er schnitt eine verächtliche Grimasse.

„Na, kleine, der Knecht, mit dem du gestern abend so lange herumstandest, ist der auch treu? Hoffentlich, was?“

Das Mädchen hatte einen dunkelroten Kopf bekommen.

„Das — das geht Sie gar nichts an, Herr Kutscher“, stieß sie hervor.

„Weiß ich, aber mich geht es an, daß so junge Dinger einen Mann, der ihr Vater sein könnte, auslachen.“

„Ach, Herr Kutscher, ich lachte doch nur über die hungrigen Husaren, von denen Sie eben sangen.“

Er starnte sie verständnislos an.

„Hungre — was? Ach“ — und jetzt lachte er spöttisch — „ungarische — ungarische Husaren — aus Ungarn.“

Und er lachte immer lauter, so daß nun das Mädchen die Kränke zu spielen sich anschickte.

„Na, na, nun schneid mir keine Gesichter“, meinte der ehemalige „Schwarzlappige“ beschwichtigend, „ungarische und hungrige — aber nein, hungrig waren die Kerle nicht, höchstens nach Hieben. Die haben wir ihnen damals allerdings zu schmecken gegeben. Damals — du mußt nämlich wissen, daß ich Anno 66 —“

Und er, der hochherrlichste Kutscher, setzte sich wieder, nicht gerade sehr elegant, auf die Gitterkiste und begann herablassend, aber ausführlich von seinen höherschulischen Kriegsabenteuern zu erzählen.

Das Mädchen hörte ihm geduldig zu, aber in den lustigen Raumungen leuchtete dann und wann der Schalk auf, und um die rosig-frischen Lippen zuckte es belustigt.

Und als er endlich mit seiner Erzählung fertig war, die Hände über dem Bauch faltete und selbstgefällig lächelnd fragte: „Na, was sagst du nun?“, da antwortete sie mit erkünsteltem Ernst: „Ja, das war ja ganz nett, aber mein Großvater, der ist bei Jüstedt verwundet worden, der hat viel, viel mehr erlebt.“

Wieder schnitt der Kutscher ein nicht sehr geistreiches Gesicht.

„Jüstedt? Bah, diese kleinen Gefechte von 48 bis 50? Gar nichts, mein Kind, gar nichts gegen den Krieg mit Österreich.“

Und plötzlich besann er sich, daß ein hochherrschafflicher Kutscher sich mit einer Stallmagd — und sei sie noch so niedlich — doch nicht so weit einlassen darf. Er machte eine herablassende Handbewegung und sagte: „Jetzt ist es genug, mein Kind, du wirst ja auch noch zu arbeiten haben.“

„Mehr als Sie, Herr Kutscher“, und lachend verließ das Mädchen den Pferdestall, wo er jetzt weiter seinen trüben Gedanken nachhängen konnte.

Und die, gegen welche sich die stummen Vorwürfe ihres Personals richteten, ahnte nichts von dem geheimen Stöhnen und Wettern über diese gräßlich öde Küste. Sie stampfte im Fußfreien Rock munter auf dem breitigen Wege dahin.

Sie hatte Meggers gegenüber den Wunsch geäußert, sie möchte sich einen der großen Marschhöfe anschauen, und wie sie eigentlich erwartet und gehofft hatte, meinte der Wirt, da solle sie nur mal zu Herring hinübergehen; den einen Sohn kenne sie ja schon von der Halligfahrt her, und der alte Herring sei ein prächtiger Kerl. Nur könne er es auf den Tod nicht leiden, wenn er bei seinem Titel als Koogsinshofkotor angeredet würde.

Draußen im bläulichen Dunst des Morgens ragte auf der Warft der Herringische Hof, ein charakteristisches, nordfriesisches Langhaus, dessen blickende Fensterreihen in weißgespitzten Rahmen weithin einladend und gastlich sich vom ungepuderten rotbraunen Mauerwerk abhoben.

Hinter dem Hause und an der vor Seewind geschützten Seite befand sich ein großer Garten mit alten Obstbäumen. An der Westseite lagen Dünger- und Heuhaufen, ein Diemen Stroh, weiter unten, am Rande der Warft, stand das kleine Backhaus mit der Räucherkammer.

Die Gräfin hatte den breiten Pradboer Weg verlassen und war eingebogen in den schmäleren Weg, der mit seiner einen ausgefahrenen Wagenspur leise an einen eingleisigen Eisenbahnfahrdamm erinnern konnte.

Jetzt lag der langgestreckte Bau vor ihr. In der Mitte befand sich die offenstehende doppelflügelige Haustür — „Straßentür“ nennen sie die friesischen Bauern —, welche auf die mit Steinsfliesen belegte Lohdielen führte. An den Gardinen und Blumentöpfen erkannte die Gräfin, daß sich rechts von der Lohdielen die Wohnräume befanden, während links die weißgestrichene Stalltür und das gewaltige Scheunentor verrieten, daß hier die Stallungen und Borratskamern sein mußten.

In stolzer Einsamkeit lag der Hof da, in einer Abgeschlossenheit, welche noch durch den Graben verstärkt wurde, welcher rings die Warft umgab. Eine breite weiß und grün gestrichenen Holzbrücke führte vom Wege hinüber. Zwei Schilfrohrdächer röhrte und flüsterte der Seewind. Gänse- und Entenscharen ruherten schnatternd

durch das grünbedeckte Wasser. Auf dem Hofplatz vor dem Hause schritten würdig die Hühner einher, dazwischen trippelten ruhelos weiße und eigelbe Küken.

Als die Gräfin über die Holzbrücke schritt, erhob sich vor der Tür ein riesiger Bernhardiner, stieß ein paar tiefe Laute aus und erwartete ruhig die Fremde.

Die Gräfin sah, daß ein Männerarm drinnen die Gardine eines Fensters beiseite schob, daß eine Faust gegen die Scheiben klopfte. Und der Hund mußte das Zeichen verstehen, er ließ die Fremde ungehindert auf die Lohdiele.

Eine Tür wurde geöffnet, und ein älterer Mann, den Federhalter noch in der Hand, sah die Gräfin mit fragendem Blick an.

Sie nannte ihren Namen und sagte, daß sie gern einen richtigen friesischen Bauernhof kennen lernen möchte.

„Bitte treten Sie ein“, antwortete er, „bitte, sehen Sie sich“, und während er sich wieder am Schreibtisch nahe dem Fenster niederließ, fuhr er fort: „Entschuldigen Sie mich bitte einige Minuten nur, der Briefträger kommt gleich vor, und dieses Schreiben muß morgen früh beim Landrat sein.“

Sie bat ihn, sich doch nicht stören zu lassen.

Während er große, feste Buchstaben auf den weißen Namensbogen zeichnete, hatte sie Muße, den Mann zu betrachten. Ein echtes Friesengesicht, länglich, schmal, rasiig. Ein kurzgeschnittener, eisgrauer Vollbart rahmte die gebräunten Wangen ein. Und die Augen, die ruhig und klug auf das Papier niederblickten, waren stahlgrau.

Der Mann hat trotz seiner Schlichtheit etwas seltsam Aristokratisches, dachte die Gräfin, dann aber ließ sie, da sie fürchtete, er möchte ihr Beobachten bemerken, den Blick durch den Raum gleiten.

Der Schreibtisch war groß und wichtig und hatte, da sich gar nichts überflüssiges darauf befand, etwas konformäßig Kühles. An der Wand erhob sich bis zur Decke hin ein gewaltiger Bücherständer, dicke Bände, alle gleich einfach gebunden — viele Jahraänge von Gesammlungen und Amtsblättern. Stapel von landwirtschaftlichen Zeitschriften, ein Buch über die Jagd, künstliche Düngeverwertung, Bibel, Gesangbuch, einige Klassiker. Die moderne Literatur schien gar nicht vertreten zu sein.

Die Wände zierten eine Karte „Nordfrieslands“ Horden vor der großen Flut 1634“ und einige ältere Kupferstiche. Auf der oberen Platte eines schwarzpolierten Klaviers standen Photographien, Frauen und Mädchen mit blonden, recht puritanischen Scheiteln, knorrige Männer und Jünglinge in Uniform, und die Gräfin, welche durch Vettern, Nachbarn, Gatten der Freundinnen ziemlich genau über militärische Abzeichen unterrichtet war, erkannte, daß alle diese strammen Jungen die Gardetücher trugen. An den Balken, auf welchen die weißgestrichenen Bretter der Zimmerdecke lasteten, hingen Jagdsplinte. Die Möbel waren nicht stilgerecht, zwei alte Armstühle, deren Schnitzereien die Voreltern der Harrings wohl in arbeitsarmen Wintertagen selbst geschnitten, lockten mit ihren schweren buntgestrichenen Kissen. Ein Sofa im Schnörkelstil des Rokoko, während die steifbeinigen Ebenholzstühle aus jener Zeit zu stammen schienen, da Theodor Körner sein „Fröh auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen . . .“ dichtete. Etwas ungemein frißlich Unheimelndes hatte dieses Zimmer, und die Gräfin malte sich aus, wie häßlich und gemütlich die Familie wohl um die gelbe Lampe sitzen würde, wenn draußen der Sturm heulte und die Schneeflocken wirbelten.

Draußen klapperte der schwere Schritt des Briefträgers über den Hofplatz. Ein wenig schneller fuhr des Konsuls Feder über das Papier. Jetzt noch Name — Siegel — Uhrschlag. Er ging hinaus, die Gräfin hörte: „Lassen Sie sich in der Küche nur'n steifen Grog und'n Wurstbrot geben“, und Harring trat wieder ein.

„So, nun stehe ich zu Ihrer Verfügung. Wollen wir gleich den Hof beiehen? Das Vieh ist ja allerdings draußen auf den Hennen.“

Die Gräfin erhob sich.

Sie schritten durch die Stallungen und Scheunen, deren Sauberkeit der Gräfin eine Bemerkung entlockte.

„Ja, wenn man vier stramme Jungen zu Hause hat, kann man's schon sauber halten.“

„Bier? Ich denke fünf.“

„Nein, einer glaubte als Junge keine Lust zur Landwirtschaft zu haben und studierte. Jetzt sitzt er als Arzt in Berlin und —“ über des Konsuls Gesicht huschte ein gutmütig überlegenes Lächeln — „und scheint nicht sehr große Praxis zu haben, denn immer wieder schreibt er lange Briefe, fragt nach dem Großvieh und den Schafen, nach der Heuernte und dem Stand des Weizens. Und fragt, wenn wir ihm nicht ganz ausführlich antworten. Der arme Junge — er kann trotz seiner dreißig Jahre nicht das Heimweh loswerden.“

Die Gräfin nickte ernst; es war ihr plötzlich so verständlich, daß an einem Menschen, dessen Ahnen auf so stolzem Marschhof haussten, in den Mauern der Großstadt das Heimweh fressen mußte.

„Über die anderen sind alle Bauern?“

„Alle. Der zweite redet allerdings immer davon, daß er nach Amerika auswandern will; es sind viele von hier übergegangen und da drüben kommt geworden. Ich verbreche mir den Kopf, wie ich's verhindern könnte.“

Gräfin Karola wußte nicht, was sie antworten sollte, und auch er schwieg.

Sie schritten über den regennassen Hofplatz zum Backhaus hinüber, an dessen rotbrauner Mauer ein breitkroniger Holunderbusch stand.

„Sind Ihre Söhne bei diesem Wetter auf dem Felde?“ fragte sie scheinbar gleichgültig, nur um ein Wort zu sagen.

„Einer ist mit Vieh nach Husum, zwei laufen etwa hundert Stück Jungschafe in Eiderstedt und Momme ist nach Bredbro gefahren.“

„Das ist der jüngste? O, den lenne ich ja von der Halligfahrt her.“

Der Konsul sah sie fragend an.

„Bauen Sie mit Meggers und meinem Sohn nach Liefut?“

„Ich war mit“, antwortete die Gräfin, und es lag großer Stolz in ihren Worten.

„Alle Wetter“, entfuhr es dem Mann, und er streifte sie mit einem Blick, als sagte er sich: Donner, die muß man doch anders einschätzen als sonst 'ne Stadtdame.

Ein Wagen ratterte über die Holzbrücke zur Wart binauf. Momme Harring kam aus Bredbro zurück.

„Garten Tag“, grüßte er die Gräfin fast fränkisch nebenbei, wandte sich dann sogleich an den Vater: „Das Junge ist ausgebrochen, läuft im Hafet.“

„He, Klas, kann das Milchpferd an“, rief der Konsul einem Knecht zu, der gerade von der nahen Koppel kam.

„Die alte Stute hält still vom Wagen, während wir die Beester rausstreiben“, sagte er, und zur Gräfin gewandt, „verzeihen Sie, wir müssen Vieh aus dem Hafetfeld treiben. Darf ich Sie nach der Stube bitten, meine Frau wird gleich in der Küche fertig sein.“

Die Gräfin beobachtete sich kurz. Dann sagte sie: „Ich werde schnell Ihre Frau begrüßen und dann — dann nehmen Sie mich mit, ich möchte diese Fahrt mitmachen. Nicht wahr —“ und sie wandte sich an Momme — „furchtbar störend bin ich nicht?“

Er mußte lächen.

„Nun, so gefährlich wie eine Halligfahrt bei Springflut wird diese Reise nicht.“

„Also abgemacht.“

Die Gräfin ging ins Wohnhaus und trat mit unbefangener Natürlichkeit von der Lohdiele in die Küche, deren Tür offen stand.

Frau Harring war gerade mit dem Dienstmädchen beim Einfüllen von Johannisbeersaft.

„Frau Harring, nicht wahr?“ sagte die Gräfin, „ich wollte Ihnen doch schnell guten Tag wünschen, bevor wir fahren. Bitte, lassen Sie sich doch nicht hören.“

Die Frau des Knoogsinspektors war kleiner, eigentlich gierlich im Verhältnis zu den anderen Frauen der Küste. Auf ihrem dunkelblonden, von silbrigen Fäden durchwobenen Haar saß eine altmodische Haube. Ein warmer, dunkelblaue Augen gaben ihr etwas Kindliches, Frauenhaftes und Mütterliches. Und während die Gräfin mit ihr sprach, hielt sie die vom Saft feuchten Hände der älteren Frau fast zärtlich fest.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Welt.

Friedrich Rückert's Polizeierlebnis. (Zum 81. Januar.) Friedrich Rückert, der vor 50 Jahren Verstorbene, der heute mit Recht als einer der deutschen unserer Dichter gilt, war noch nicht dreißigjährig eine vielumstrittene und zum Teil sehr schwarz angegriffene Persönlichkeit. In jener unruhigen, von Krieg und Parteistreit aufgewühlten Zeit wurde jeder Mann verächtigt, der sich nicht an die ebenso strengen wie gesetzten gesellschaftlichen Regeln hielt und in Art oder Aussehen den Rahmen des Gewohnten, Vorstücksmaßigen sprengte. Ein interessantes und heute nicht ohne Komik erscheinendes Beispiel für das unliebsame Aufsehen, das der in ungebundener Natürlichkeit lebende junge Dichter in jenen Tagen durch unvorstücksmaßiges Auftreten erregte, findet sich in einem Brief, den die Begattungsfreitärzinne und Schriftstellerin Therese Huber, die Nachfolgerin Rückerts, in der Redaktion des Stuttgarter „Morgenblattes“ im Jahre 1817 an ihren in Göttweig gelebenden Sohn richtete. „Ich habe“, so schreibt Therese Huber, „in einer Unterkunft gefunden.

Hoffmann von Fallersleben!“ schreibt Therese Huber, „... er hat ihm aheim, ganz als Vorsatz für Dich. Du Herzengespann, ein sehr ungünstiges Beispiel hervorgeholt. Es sind mir drei Personen umgänglich geworden, welche alle drei in unserer Literatur genannt sein wollen oder schon sind: Ohlenschläger aus Kopenhagen, Ludwig Robert aus Berlin und Friedrich Rückert, bayerischer Rentbeamtensohn. Rückert ist einer der längsten, häßlichsten Menschen, die ich je gesehen; er ist sich bewusst, die ungezogensten Manieren zu haben, er vergibt es aber in dem hochmütigen Wahn, daß solche dämonischen Formen den Mann nicht ausmachen, daß seine Sitte „Fransen-Wesen“ sei. Ganz wie ein ungefütterter Mensch nur mit sich beschäftigt, fühlt er nie, wie manche seiner Nöte beledigen, er fühlt keine der Unanständigkeiten, die er begeht, — wenn er zwischen dem Tisch und den Damen, diesen den Männern zuwendend, sich durchdrängt —, wenn er seine Beine unter ihren Stuhl stellt und demnach trommelt, wenn er den Bart über die Tasse hält und löffelt und hundert solche Unbilde —, ja er bemerkte den Eindruck, den er macht, um so weniger, da er sehr zuverlässig und sittlich ist und gar nicht beledigen will. Von dieser Manieren willen wird Rückert wenig geachtet, nur am Tisch gebuldet, während er an Geist und Kenntnissen mehr wert ist als die ganze table d'hôte, und während sein sittlicher Charakter alle Achtung verdient. ...“ Die Unbekümmertheit des Dichters, der trotz der damaligen geschwieligen Formen lange ambrosische Loden und einen wenig gepflegten Vollbart trug, dazu ein mittelalterliches Barett, ein Kanzalsin nach Art der Handwerksburschen auf dem Rücken, dieses ganze Auftreten und die erst später als echt deutsch erkannte, damals aber als gefährlich verschriene Gesinnung seiner Schriften trugen ihm sogar ein Polizeierlebnis ein, das fast eine Ausweisung bewirkte hätte. Der Urheber des gegen Rückert gerichteten Verfahrens, der rändelsüchtige Polizeiminister Graf Winzingerode, verdächtigte Rückert, weil er einigen Personen hohen Ranges durch seine Tracht, seinen Haarschnitt und Bartwuchs sowie nicht minder durch seinen Umgang unangenehm aufgefallen sei. Darum schrieb er in dem für Rückert denkwürdigen Jahr 1816 an den Verleger Cotta, der Doktor Rückert habe und unterhalte Verhältnisse, „die mehr oder weniger, jedoch allezeit, den württembergischen Regierungsgrundsätzen zuwider ließen.“ Cotta möge dafür sorgen, daß Rückert so bald als möglich die königlich württembergischen Staaten verlässe. Wie nun die

Sache dem Kronprinzen (dem nachmaligen König Wilhelm) zu Ohren kam, und wie dieser sich des verfolgten Dichters annahm, erzählte der württembergische Staatsminister und Bewunderer Rückerts, Graf von Wangenheim. „Cotta antwortete dem Grafen Winzingerode: er könne die Sache nicht schriftlich abmachen, sie müsse daher bis zu seiner Rückkehr nach Stuttgart auf sich berufen. Als diese erfolgt war und Winzingerode als Polizeiminister auf der Verweisung Rückerts bestand, entdeckte Cotta mir die ganze Sache. Ich ließ, ohne Rückert von dem Grund meiner Anfrage etwas zu sagen, anspannen und fuhr nach Bellerue zu dem Kronprinzen. Ich erzählte ihm einfach und mit erzwungener Gleichgültigkeit den Vorgang und gab ihm dann Winzingerodes Brief an Cotta. Er las ihn. Ich wünschte, du hättest die Bornesflamme in dem sonst so kalten Gesicht auftaigen sehen, als er beim Lesen an die Stelle von der Vertreibung aus dem Lande kam. Du würdest wie ich drin eine Bürgschaft mehr für das Glück Württembergs gefunden haben. Der Kronprinz schrie, ließ seinen Oberhofmeister rufen und befahl ihm, auf der Stelle zum Polizeiminister zu führen und diesem zu sagen: „Er, der Kronprinz, bürge für Rückert für jetzt und für die Zukunft, und niemand sollte es wagen, denselben anders angreifen als vor Gericht: Er wolle ihn unter dem Gesetz wissen wie jeden anderen, und nicht unter der polizeilichen Willkür“. So wurde Rückert von höchster Stelle beschützt und vor einem schlimmen Ende dieses Polizeierlebisses bewahrt.

Die Überschwemmung in Holland und die Trockenlegung der Zuidersee. Die große Überschwemmung in Holland lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die Zuidersee und den Plan, sie trocken zu legen und der landwirtschaftlichen Benutzung zu erschließen. Dieser größte Busen der Nordsee an der holländischen Küste umfaßt 57 Quadratmeilen. Früher war er ein geschlossener See, dessen nordwestliches Ufer im 18. Jahrhundert von den Wassermassen des Meeres niedergesunken wurde. Die mittlere Tiefe des See beträgt 3,5, die größte 6 Meter. Doch machen die vielen Untiefen bei den oft furchtlich auftretenden Stürmen die Schifffahrt nicht ungefährlich. Vorstöße für Trockenlegung sind seit 70 Jahren immer wieder aufgerufen. Der letzte endgültige Plan vom Jahre 1894 hat jetzt die Genehmigung der niederländischen Regierung gefunden; die Arbeiten sollen gleich in Angriff genommen werden. In dem Plan ist ein Hauptdamm vorgesehen, der die Verbindung der See mit dem Noord unterbrechen soll, von 29 Kilometer Länge und durchschnittlich 100 Meter Breite am Grund. Er wird das Wasser bei der Flut noch um 5 Meter übertragen, dürfte also auch bei der stärksten Sturmflut sich als hoch genug erweisen. Dieser Damm wird außerdem nach der Meeresseite hin von einem aus rohen Feldquadern aufgeföhrten Vordamm gestützt werden, der bis zur Höhe des mittleren Wasserstandes reicht. Den übrigen Teil wird man aus Sand herstellen, den die Zuidersee selbst liefert. Oben wird der Damm mit einer Lehmschicht bedeckt, an den Böschungen mit einer Steinschicht. Nachdem auf diese Weise die See wieder vom Meer abgesperrt ist, sollen durch vier Nebendämme vier große Polder (von Dämmen eingefasste, trockenlegte Landstreifen) gebildet werden. Jede Polder wiederum wird in drei oder vier verschieden hochgelegte Teile geteilt, die nacheinander trockengelegt werden, so daß die höher gelegenen Teile schon bald angebaut werden können. Jeder Polderteil erhält eine eigene Pumpenanlage. Nur ein kleiner Teil der Zuidersee soll als Süßwasserbinnensee bestehen bleiben, der von der Etsel gespeist wird. Er führt seine Wasser durch geeignete Leitungen dem Meer zu. Die Schiffe können durch die bei der Insel Wieringen anzubringenden Schleusen in den neuen See und von dort in die Kanäle gelangen. Der Etsel soll auf einem gleichbleibenden Wasserstand gehalten werden, was für die Schifffahrt sehr wertvoll ist. Auf die Dauer von 20 Jahren, ein Menschenalter also, ist die Ausführung des gewaltigen Kulturreunternehmens, daß Holland um eine höchst fruchtbare Provinz auf friedlichstem Wege vergrößern soll, berechnet worden. Die Kosten schätzt man auf 360 Millionen Mark, den jährlichen Ertrag auf der neuzugewinnenden Fläche auf 112 Millionen, während die Fischerei auf der See jetzt nur etwa 3,2 Millionen einbringt. Vorläufiglich wird der Plan aber wohl noch einige Änderungen und Verbesserungen im einzelnen erfahren, denn die Erfahrungen der verheerenden Sturmflut dieser Tage wird man sich sorgfältig zunutze machen.

Schach

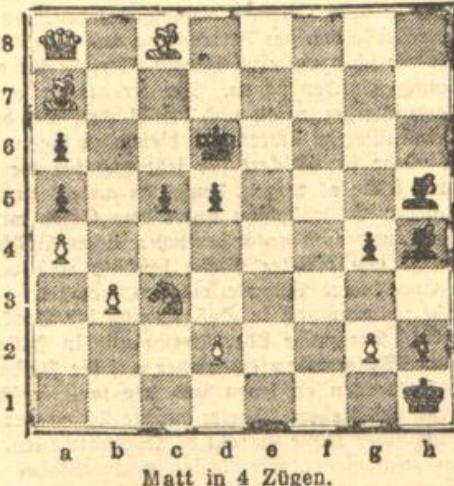
Alle die Schachecke betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des "Wiesb. Tagblatt" zu richten und mit der Aufschrift "Schach" zu versehen
Organ des Schachvereins Wiesbaden
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 30. Januar 1916.

Aufgaben.

Nr. 418. N. N. in Wiesbaden.



Matt in 4 Zügen.

Nr. 419. J. Hody.

Weiß: K b1, D g8, T g7. (3 Stück.)
Schwarz: K h5, Z f8, h1, B n2, h7. (5 Stück.)
Matt in 2 Zügen.

Nr. 420. L. Brunner.

Weiß: K g2, D e6, S b2, f1, L d1, B d3, e2. (7 Stück.)
Schwarz: K e1, S e5. (2 Stück.)
Matt in 2 Zügen.

Partie 153.

Gespielt im März 1915 in Triberg.

Weiß: Bogoljubow. Schwarz: Flamberg.

1. e2–c4	e7–e5	15. S e7–e2	Dg6–f6
2. Sg1–f3	Sb8–c6	16. Lc1–e3	Sd7–f8
3. Sf1–b5	a7–a6	17. Dd7–d2!	Lc8–a6
4. Lb5×c6	b7×c6	18. Le3–g5	Df6–e6
5. Sb1–c3	Lf8–c5	19. Se2–f4	De6–d7
6. Sf3×e5	Dd8–g5	20. Sf4–h5	La6×f1
7. Se5–g4	Dg5–g6 ¹⁾	21. Sf5×g7	Lf1–e2
8. 0–0	d7–d6	22. Dd2×e2	La7×d4
9. Sg4–e3	Sg8–f6	23. Sg7×e8	D7×e8
10. d2–d4	Lc5–a7	24. Lg5–f6	Schwarz gibt auf. — Auf Sf8–e6 wäre
11. f2–f3	0–0	25. De2–d2, Ld4–b6 26. Lf6	— c3 mit der Drohung Sh5
12. Kg1–h1	a6–a5	27. Dd2–d6	— f6 oder Dd2–h6 gefolgt.
13. g2–g4! ²⁾	Tf8–e8	28. Dd6–d8	
14. Se3–f5	Sf6–d7	29. Dd8–d6	

¹⁾ Auf d7–d6 hätte Weiß einfach d2–d4 erwidert, offenbar mit Vorteil. — ²⁾ Der Beginn eines starken Angriffs gegen den König. Auf Lc8–a6 folgt nun Se3–f5.

Auflösungen.

Nr. 414 (2 Züge). 1. L d3.

Nr. 415 (6 Züge). 1. Tg2, Kh5 2. h4, Kh6 3. h5, Kh7 4. h6, Kh8 5. h7.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., Wdw., J. B. und Karl Hofmann in Wiesbaden, zu Nr. 415 auch J. Markert in Erbenheim und zu Nr. 414 Pionier K. Seeland in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Ergänzungsrätsel.

i d, Z . . . e, Le . . . Bi . . . e, . . . ne, S . . . rn, S . . . m . f, S . . . de, M es, Z Grö

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu ergänzen, die dann im Zusammenhang gelesen ein auf dem Balkan bevorstehendes Ereignis benennen müssen. Die durch die ergänzten Buchstaben entstandenen Wörter haben in anderer Reihenfolge nachstehende Bedeutungen: Bergmännischer Ausdruck, Teil der Kleidung, Zahlwort, Nagetier, Himmelskörper, Gabe, Nahrungsmittel, Insekt, tierischer Stoff, Teil des Mundes, edles Vergnügen, ländliche Arbeitsstätte, Insel im höheren Norden.

Der Muschik.

Hier ist ein Muschik, der
Den aber unsere Krieger
Ist harmlos der Kerl, so

oder ein bisschen derber

Ganz unschuldig tat er und er schwur
Bei allen Heiligen, daß er sich nur
Aus Angst vor den wilden Kosaken verkroch.
Ei, daecht ich, die Pauke hat sicher ein Loch!
Ich ließ ihn durchsuchen. O, was man da fand!
Zwei Zettel, drauf Jwan und Orel stand.
Einen Nagel, ein Pfeifchen und einen Stein —,
Ich legt es zusammen. Was soll das sein?
So wie ich es legte, gleich ward mir klar
Aus den Anfangszeichen, was jener war.

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9
2	3	5	9	8	9			
3	8	7	8	6				
4	6	5	1					
5	6	7	8					
6	7	4	5					
7	6	5	9					
8	3	3	4					
9	5	4	8	3				

Buchstabenrätsel.

Ich bin ein schlichter Mann vom Land,
Hab' nur fürs Praktische Verstand.
Doch stellt ihr meine Zeichen um,
Gab die Musik mir Ehr' und Ruhm.
Nun setzt davor noch einen Laut —
In mir ihr einen Fluß dann schaut.
Gebt ihr mir nun noch einen Fuß,
Belohn' ich Euch durch Kunstgenuß,
Ich hab' ersonnen und erdacht,
Was Groß und Klein hat Freud' gebracht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 37.

Bilderrätsel: Weihnachtsgaben für unsere Feldgrauen.
— Silbenrätsel: Mackensen, Lietzmann. (Meran, Albion, Cuba, Krim, Elz, Niort, Salome, Enseli, Neapel.) —
Rätsel: Puppe — Hupe.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 3.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Wetter-Märchen.

Von M. Herrmann.

Gor vielen Jahren, als es noch keine Eisenbahnen gab, lebte in dem Dorfe Malchow, einige Stunden von der Stadt Berlin entfernt, ein Bauer Namens Gottlieb, der nicht anders als der grobe Gottlieb geheißen wurde.

Trotz seines rauhen Wesens, das ihm das Eigenschaftswort vor seinem Namen eingetragen hatte, war er bei den übrigen Dorfbewohnern wegen seines Fleisches und seiner Tüchtigkeit geachtet und bei seinen Kunden in Berlin wohl angesehen wegen der guten Kartoffeln, die er zur Herbstzeit in ihre Keller lieferte.

Zu diesen Kunden gehörte auch ein Lehrer, der mit seinen vier Kindern, zwei Mädchen und zwei Knaben, des öfteren nach Malchow wanderte und dann bei dem groben Gottlieb einkehrte.

Für seine Kinder war das immer ein besonderes Fest, und der Kaffee aus gebranntem Roggen mit Milch versetzt und mit Rübenzucker versüßt, den die Bäuerin in einer großen, braunen Kanne auf den Tisch brachte, dünkte ihnen ein köstliches Getränk und das schwarze Bauernbrot ein Leckerbissen.

Aber auch für die Kinder des groben Gottlieb gab es kein größeres Vergnügen, als wenn Onkel Wilhelm, wie der Lehrer sich von Gottliebs Kindern nennen ließ, als Gast einkehrte. Des Bauern Alteute, die vierzehnjährige Liese, wegen ihres stillen, insichgekehrten Wesens Traumliese genannt, hatte den Onkel Wilhelm besonders in ihr Herz geschlossen.

Wenn er nach Malchow kam, pflegte er mit seinen und Gottliebs Kindern in den nahen Wald zu ziehen und mit der ganzen Kinderschar lustig zu spielen und umherzutollen. Waren die Kinder dann ermüdet, lagerten sie sich rund um den Onkel auf dem Waldboden und ließen sich Geschichten erzählen von den Tieren, die im Walde ihr Wesen trieben.

An einem schönen Sonntag im Monat Mai kam Onkel Wilhelm auch wieder anmarschiert. Seine Kinder hatten ihre Taschentücher an Stöcke gebunden und schwenkten sie fröhlich im Takt eines Marschliedes, das ihr Vater ihnen gedichtet hatte. Sie trafen den groben Gottlieb vor der Tür seines Hauses aufmerksam den Himmel betrachtend, an dem auch nicht die geringste Spur eines Wölkchens zu sehen war.

„Prächtiges Wetter!“ rief ihm der Lehrer schon von weitem zu.

„Was ihr Städter vom Wetter verstehst,“ knurrte Gottlieb, „wenn es weiter so geht mit dem schönen Wetter, wird es trübe mit der Ernte aussehen. Im vorigen Jahr zu viel Regen, in diesem Jahr zu viel Trockenheit, seit vier Wochen Morgenwind und kein

Tröpfchen Regen, nicht einmal mehr Tau des Morgens, da können die Kartoffeln in unserm leichten Sandboden nicht ansetzen.“

„Onkel Wilhelm ist da!“ rief drinnen jetzt eins der Bauernkinder und nun liefen alle nach draußen. Auch die Bäuerin trat heraus und begrüßte die Gäste. Dann richtete sie den Tisch, brachte Brot und Butter und den ersehnten braunen Käsetrunk, den Bauernkaffee, wie der Lehrer und seine Kinder das Getränk nannten. Hungrig und durstig nach dem stundenlangen Marsch schmeckte es ihnen vortrefflich.

Nach beendeter Mahlzeit sagte Onkel Wilhelm: „Nun geht es in den Wald, zuerst nach der Vogeltränke; wir wollen sehen, ob das Wässerlein nicht etwa vertrocknet ist, weil es so lange nicht geregnet hat.“

Seine Kinder stellten sich mit ihren Fähnlein marschbereit, und nun wollten die Kinder des groben Gottlieb auch Fähnchen haben. Sie suchten aus dem Reisighaufen an der Scheune lange Sticken heraus und Traumliese band bunte Tücher daran, die ihr die Mutter auf ihr Bitten gegeben hatte. Der Bauer brummelte zwar etwas in den Bart darüber, aber er schmunzelte doch, als die vier Kinder des Lehrers und seine sechs bis zum jüngsten dreijährigen herab mit fröhlichem Singen vom Hof marschierten.

Am der Vogeltränke im Walde machte Onkel Wilhelm Halt. An einem sanften Abhang, der dicht mit hohem, buschigem Unterholz bewachsen war, sprudelte sonst ein Wässerlein aus dem Boden, sammelte sich in einem mit Steinen ausgelegten Becken und floß dann durch eine hölzerne Rinne nach dem nahen Felde.

Hier pflegten die Vögel des Waldes und des Feldes ihren Durst zu löschen. Aber damit sah es jetzt trübe aus. Nur tropfenweise sickerte das Wasser heraus, und was sich im Becken sammelte, trockneten Sonne und Wind alsbald wieder hinweg.

„Hier müssen wir helfen, sonst verdursten unsere Sänger,“ sagte Onkel Wilhelm.

„Wir wollen Wasser von unserm Brunnen holen,“ schlug Traumliese vor, und es war, als hätten die Vögel, die hier besonders zahlreich nisteten, die Worte verstanden, denn immer mehr kamen herbeigeflogen und besetzten die Büsche. Traumliese lief mit den drei größten Kindern nach dem Hof; bald kamen sie mit Eimern voll mit Wasser zurück und entleerten sie in das Becken.

Dann versteckte sich die ganze Gesellschaft in der nahegelegenen Hütte, die einst ein Vogelfreund aus Rundhölzern aufgebaut und mit Gucklöchern versehen hatte. Kaum war das letzte Kind in der Hütte verschwunden, so flatterten von allen Seiten die Vögel

herbei. Das war ein Hin und Her, ein Flattern, Niedertauchen und freudiges Zwitschern, daß die heimlichen Beobachter in der Hütte eine herzinnige Freude daran hatten.

Allzuschnell verging nun den Kindern die Zeit in fröhlichem Spiel, denn zeitig genug, um noch die Stadt vor Einbruch der Nacht zu erreichen, mußte der Lehrer mit seinen Kindern Abschied nehmen.

Am nächsten Morgen in aller Frühe schaute der Bauer zuerst nach dem kunstvoll geschnittenen Wetterhäuschen, ein uraltes Erbstück in der Familie, das an der Vorderseite des Hauses seinen Platz hatte.

Vor dem Häuschen stand auch heute, wie schon wochenlang, das Männlein mit dem Hirtenstab, was auf beständiges Wetter schließen ließ. Da nahm der grobe Gottlieb seine Mütze vom Kopf und warf sie voller Zorn auf das Männlein. „Noch kein Regen in Aussicht,“ schalt er, „wenn das mit den Miseranten hier so weiter geht, verkaufe ich das ganze Hungerland und ziehe nach Amerika, dort gibt es noch genug Urboden billig zu kaufen.“

Über diese Worte erschrock Traumließe heftig. Nach Amerika, über das große Wasser wollte der Vater gehen, dann müßten sie die Heimat verlassen, und Onkel Wilhelm würde nicht mehr zu Besuch kommen. Betrübten Herzens machte sie sich an ihre Arbeit.

Als die Eltern erst draußen auf dem Felde waren und die Geschwister noch schliefen, füllte sie einen Eimer mit Wasser, um ihn nach der Vogeltränke zu tragen. Als der Haustür tretend, fand sie das Wettermännlein am Boden liegen, der Kopf war ihm glatt vom Rumpf gebrochen. Da ließen ihr vor Trauer die Tränen über die Backen; behutsam nahm sie die Teile vom Boden auf und legte sie auf den Küchentisch. Dann nahm sie ein Ei, das sie in der Frühe noch warm aus dem Hühnerstall geholt hatte, ließ den Inhalt in ein Töpfchen rinnen, nahm die feine Haut, die unter der Schale saß, klebte mit ihr fein säuberlich den Kopf wieder auf den Rumpf und feuchtete den Riß ringsum mit Eiweiß.

Voller Freude über das gelungene Werk stellte sie das Männlein wieder auf seinen Platz. Nach eifrigem Suchen fand sie auch das zierliche Stäbchen, das unversehrt in einiger Entfernung am Boden lag, und steckte es in die rund gehaltene Hand des Wettermännleins.

Als sie noch in liebvoller Betrachtung des Wetterhäuschens auf der Leiter stand, fing das Männlein plötzlich mit wispernder Stimme an zu reden: „Ich danke Dir, Traumließe, daß Du mir meinen Kopf wieder aufgesetzt und mein Zauberstäbchen wieder gebracht hast. Zum Dank will ich Dir mein Stäbchen bis heut' Abend leihen; wenn Du es bei Dir hast, kannst Du mit allen Tieren reden. Sie werden Dich verstehen und Du wirst auch ihre Sprache verstehen.“

Staunend horchte Traumließe auf die Worte des Wettermännleins. Dann fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf: „Jetzt kann ich verstehen, was die Vögel sich erzählen,“ nahm vorsichtig das Stäbchen an sich, stieg von der Leiter herab, ergriff ihren gefüllten Eimer und lief nach der Vogeltränke. Sie goß das Wasser in das Becken und versteckte sich dann in der Hütte.

Von allen Seiten kamen die Vögel herbeigeschwirrt. „Welch ein Glück,“ sagte eine schwarzgefiederte Amsel, „daß wir frisches Trinkwasser haben.“

„Das war die Traumließe, die es gebracht hat,“ rief eine Gartenammer, „ich sehe sie jeden Tag, wenn ich auf dem Birnbaum in ihrem Garten sitze.“

„Es gibt doch noch gute, gute Menschen, gute Menschen,“ schmetterte der Fink, nachdem er sich satt getrunken hatte.

„Pah!“ rief eine Meise, „die Menschen wissen recht gut, daß sie sich damit nur selber Gutes tun, weil wir ihnen die Bäume von Insekten frei halten.“

„Nun, nun, Frau Nachbarin, eine Liebe ist der anderen wert,“ zwitscherte ein Gartenrotschwänzchen.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Frau Meise,“ flötete eine Drossel, „so leicht verdurstet kein Vogel, wenn auch die Menschen nicht für uns sorgen. Wasser gibt es in der Mark die Fülle, dann wechseln wir eben unseren Standort.“

„Schämt euch, schämt euch!“ rief eine Grasmücke. „Ihr werdet doch jetzt zur Brutzeit die Gegend nicht verlassen wollen und die Jungen im Stich lassen, darum lasst uns dankbar sein für die gute Gabe; gute, gute Gabe,“ sang sie fröhlich.

Ein munterer Kleiber, der Kopfabwärts an einem Baumstamm herunterkletterte, rief von oben: „An der Trockenheit hat nur der Abendwind Schuld. Der Faulpelz schläft schon seit Wochen, ich sah ihn gestern am Tegeler See, in den Nebeln des versumpften Ufers liegen. Er bringt uns keine Wolken vom atlantischen Ozean, und der Morgenwind, der boshaftes Geselle, nimmt die Gelegenheit wahr, uns das letzte bischen Nass wegzunehmen.“

„Vorsicht! Räuber! Mörder!“ fiel mit gellenden Rufen ein Rotspecht ein, und im Nu waren alle Vögel verschwunden. An dem Wasserbecken aber ließ sich eine graue Nebelkrähe zum Trinken nieder.

Da näherte sich ihr von hinten, vorsichtig schleichend, eine große, schwarze Krähe. Eilend sprang Traumließe aus der Hütte, um die Krähe zu vertreiben, doch schon hatte sie die Krähe am Flügel gepackt, die angstvoll schreiend mit dem andern Flügel um sich schlug. Als jedoch Traumließe mit einem dünnen Ast die Räuberin kräftig über den Rücken schlug, ließ sie ihre Beute fahren und lief feldeinwärts.

„Fange Dir Feldmäuse, aber laß mir die Vögel in Ruhe,“ rief ihr Traumließe nach. Dann hob sie die Krähe auf, die traurig am Boden hockte, und glättete ihr mitleidig den zerzausten Flügel.

„Jetzt kann ich nicht fliegen,“ jammerte die Krähe.

„Es wird schon wieder gut werden,“ tröstete Traumließe. „Ich nehme Dich mit heim, bis der Flügel wieder heil ist.“ Sie setzte die Krähe auf ihre Schulter, nahm den Eimer und schritt heimwärts.

Unterwegs sagte die Krähe: „Du bist ein gutes Kind, Du hast mir das Leben gerettet, gern möchte ich es Dir vergelten, aber ich weiß nicht womit.“

Da seufzte Traumließe, denn sie dachte an des Vaters Worte von Amerika und sagte zu der Krähe: „Wenn man den Abendwind wecken könnte, daß er uns Regen brächte, dann wäre mir geholfen, unsere Kartoffeln würden wachsen, und wir könnten in der Heimat bleiben.“

„Den Abendwind wollte ich schon wecken, aber ich kann ja nicht hinfliegen,“ jammerte die Krähe.

„Wenn ich Dich nun hintragen würde,“ sagte Traumließe, „ist der Tegeler See weit von hier?“

„Gar nicht weit,“ sagte die Krähe, „ich fliege in einer halben Stunde hin; eine Schwalbe würde es in einer Viertelstunde schaffen.“

„Ich kann aber nicht fliegen,“ erwiderte Traumließe, „da müßte ich wohl viele Stunden laufen, wenn ich nur den Weg wüßte, würde ich es gern tun.“

„Den Weg kann ich Dir zeigen,“ sagte die Krähe, „Du brauchst nur immer Deinen Schatten vor Dir hergehen zu lassen, dann kommst Du sicher hin, denn der Tegeler See liegt gegen Abend von hier, und ich kenne die nächsten Wege, die auch das Wild läuft, wenn es zur Tränke an den See will.“

Jetzt waren sie auf dem Hof angelangt, Traumließe setzte die Krähe auf das Dach des Schweinekobens und brachte ihr als Futter eine Maus, die sich in der Falle gefangen hatte; dann ließ sie hinein, um die Geschwister mit Frühstück zu versorgen und die älteren für die Schule fertig zu machen, setzte dann den Topf mit Speck zum Feuer und schüttete die Erbsen hinein, die die Mutter schon Tags zuvor zum Aufquellen ins Wasser getan hatte. Damit das Feuer weiterglimme, legte sie ringsum Braunkohlen und machte sich dann für eine weite Wanderung bereit.

Sie band sich zum Schutz gegen die blendende Sonne ein buntes Kattuntuch um den Kopf, empfahl den beiden Jüngsten, hübsch brav zu sein, und mit der Krähe auf der Schulter, ihr Bündelchen mit Brotschnitten am Arm, des Vaters derben Knotenstock in der rechten und dem Zauberstäbchen in der linken Hand, schritt sie rüstig aus.

(Schluß folgt.)



Hoffmann von Fallersleben, der Dichter von „Deutschland, Deutschland über alles“.

Es war um die Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — ich war Sekundaner — als die oberen Klassen des Gymnasiums zu Minden, meiner Vaterstadt, eine dreitägige „Turnfahrt“ die Weser hinauf durch das schöne Weserthal über Höxter unternahmen. Von dort aus zogen wir die wohlgepflegte, schattige Allee nach dem ehrwürdigen Schlosse Corvey, welches seit 1840 dem Herzoge von Ratibor gehört.

Bald lag sie vor uns, die ehemalige, von Ludwig dem Frommen 820 gegründete Abtei, wo einst Widukind seine Geschichte der Sassen geschrieben hat, und wo der „Heliand“ entstanden sein soll.

Die Strahlen der untergehenden Sonne woben schon ihre Schleier um die hohen Dachfirste, daher konnten wir das Innere der Abtei nicht mehr betreten.

für den nächsten Morgen war die Besichtigung, namentlich der Bibliothek, vorbehalten. Mir klopfte das Herz in der Brust während der sich zu lang ausdehnenden Nacht.

Hatte doch ein deutscher Dichter, eine Menschengattung, von der ich noch kein Exemplar gesehen, hier nach vielfachen rastlosen Wanderungen seit 1860 als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor eine Unterkunft gefunden.

Hoffmann von Fallersleben! — Ihn zu sehen, ihn womöglich zu sprechen, ihm geheim, ganz geheim anzuvertrauen, daß auch ich als Sekundaner eine ganze Zahl von Versen geschrieben, das war meines für die schöne Literatur früh begeisterten Herzens höchster Wunsch.

Wie hatte sich meine rege Phantasie den Dichter ausgemalt! Langes, herabwallendes Haar, ein edles durchgegeistigtes Profil, ein Hoherpriester voll Würde und Gemessenheit...

Der Morgen nahte endlich. Ich zog und band lange an meiner Krawatte, reinigte mich von jedem Staubfleckchen, denn nur so war ich würdig, ihn zu sehen. Es schlug 10 Uhr. Die Klassen setzten sich in Bewegung. Wir hielten vor dem Tore der ehemaligen Benediktinerabtei. Von einem Diener geführt, betraten wir die geräumigen Klostergänge deren Wände mit den Brustbildern der Äbte geschmückt sind. Interesse erweckte der große Saal der Abtei mit den Fresken der biblischen Geschichte und etlichen Kaiserbildern und die aus Ludwig des Frommen Zeit stammende Krypta in der an den südlichen Hauptflügel des Klosters sich anschließenden Kirche. Ihre Gewölbe, Kapitälformen und Profile erinnerten noch lebhaft an die Antike.

Dann schritten wir dem nördlichen Flügel des Schlosses zu. Der Diener ging hinein, wahrscheinlich um uns anzumelden. Nach kurzer Zeit kam er wieder heraus, gefolgt von einem hoch in den Schzgern sich befindenden Greise, dem das lange weiße und struppige Haar wie eine Mähne um die Stirne lag. Er drückte schalkhaft lächelnd dem Lehrer die Hand und hieß uns näher treten. Ich hieß den Alten im ersten Augenblick für einen Kastellan. Elastischen Schrittes ging er voraus, uns durch alle 15 Säle führend, welche in schönen Mahagonischränken die 150 000 Bände umfassende Bibliothek enthielten.

Es war freilich nicht die alte berühmte Klosterbibliothek, deren reiche Schätze — wie uns unser greiser Führer mitteilte — in das Provinzialarchiv zu Münster und in die Königliche Bibliothek zu Berlin übergegangen waren, sondern es waren neuere Werke aus den letzten zwei Jahrhunderten, welche der Landgraf von Hessen-Rothenburg gestiftet hatte.

Alles erregte meine Neugierde. Aber wo war nur Hoffmann von Fallersleben, der Dichter der reizenden „Kinderlieder“ und so vieler andern schönen Liedlein, den ich vor allem kennen zu lernen mich sehnte?

„Sie haben nach den langen Wanderjahren, Herr Professor, hier ein schönes Feld der Wirksamkeit gefunden,“ begann unser Lehrer, gegen unsern Führer gewandt. — „Herr Professor?“ Der Alte ein Professor? dachte und sprach ich bei mir selber. Der Angeredete lächelte.

„Ja,“ bestätigte er, „der alte Hoffmann hat hier einen schönen, sorgenfreien Lebensabend gefunden. Aber des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu teil. Mir fehlt

doch eins, meine Frau, meine Lebensgefährtin und Tochterin des Alters. Sehen Sie, dort haben wir sie begraben!“ Der Alte trat auf ein Fenster zu und zeigte nach dem Klostergarten, wo seine Ida 1860 ihre letzte Ruhestätte gefunden, und er selber sie 14 Jahre später neben ihr finden sollte. Eine Träne fiel dabei aus seinen Augen. Ich war gerührt. „Der alte Hoffmann!“ wiederholte ich bei mir, „er, der Greis, ist also Hoffmann v. Fallersleben?“

Ich trat ganz nahe an den Dichter heran, der mittlerweile sich vom Fenster entfernt und seine heitere Liebenswürdigkeit wieder angenommen hatte. Himmel, welch ein Gegensatz zwischen dem Bilde, welches sich meine Phantasie gestaltet, und der wirklichen Erscheinung! Nichts von dem Hohenpriesterthum, der wundervollen Höhe, dem Bardentum, die ich mir als die notwendigen Attribute eines „Dichters“ in meinem Sekundanerkopfe gedacht hatte. Sein Äußeres war mehr als einfach und schlicht — ein echter Niedersachse.

Er trug mitten im Sommer eine Kleidung vom derbsten Winterstoffe, ein großes Obervorhemd von westfälischem Leinen, und um den Hals unter dem weißen Kragen ein dides Tuch. Aber auf dem gebeugten Körper ruhte ein bedeutender Kopf, aus dem zwei schalkhaft blitzende Augen schauten. Er konnte wieder lachen wie ein Kind, und als wir aus den Mauern des Schlosses heraus waren, da versprach er uns, am Nachmittage ein Stündchen im „Biergarten“ unter der Jugend, an der sein ganzes treues, wackes deutsches Herz hing, verbringen zu wollen. Das war eine Freude für mich, der ich mehr als meine Genossen Interesse für den Dichter zeigte!

Der Nachmittag kam. Auf langen hölzernen Bänken saßen wir an eben solchen Tischen; Hoffmann von Fallersleben und der Lehrer oben an, ich ihm gerade gegenüber. Das Bier in den Gläsern schäumte; aus vollen Kehlen erscholl „Deutschland, Deutschland über alles“, und der greise Dichter sang wacker mit. Das war ein Jubeltag, ein Tag schönster Erinnerung für mich. Wir sprachen über Wanderungen, über die grünen Heimatberge und über die teure Vaterstadt, die Hoffmann bald einmal zu besuchen versprach. Ein Feuer der Begeisterung trat in seine Augen, als er von Deutschland und seiner Zukunft redete. Er sagte prophetisch seine baldige Einigung vorher; er hat sie 1870/71 noch erlebt, und ich konnte ihm am 29. Oktober von Metz aus ein „Vivat Germania!“ auf einer Feldpostkarte senden. Die Stunden unseres Aufenthaltes flogen in Corvey zu schnell vorüber, aber heute, wo wir den großen Weltkrieg von 1914/15 führen, tauchen die Erinnerung und die Gestalt des edlen, biederer und echt deutschen Mannes wieder in meiner Seele auf. Ich bin später auch Geibel, Schack, Bodenstedt, Freytag und andern Poeten näher getreten, aber Hoffmanns Bild umwindet in meiner Erinnerung ein rosiger Jugendschimmer! . . . Corvey! Gleich im ersten Bande der lyrischen Gedichte steht das am 1. Mai 1872 geschriebene Liedchen: „Dort und hier“.

„O gibt mir meine Berge wieder
Und meines Tales frisches Grün!
Dort hör' ich meines Herzens Lieder,
Dort seh' ich meine Blumen blüh'n.
Dort muß ich stets von neuem singen,
Dort fühl' ich mich so froh und jung,
Dort kann ich mich gen Himmel schwingen
Auf Flügeln der Erinnerung.
Nach jenen Bergen, nur nach jenen
Und jenem Tale zieht's mich hin,
Dort wohnt mein Hoffen, wohnt mein Sehnen
Und alles, was ich hab' und bin.
Hier schweigen meines Herzens Lieder,
Hier seh' ich keine Blumen blüh'n —
O gibt mir meine Berge wieder
Und meines Tales frisches Grün!“

Hoffmann von Fallersleben war vornehmlich, ja ausschließlich Lyriker. Seine Begabung war beschränkt. Wir haben keine Epen, keine Dramen, keine Novellen von ihm. Aber in seiner Beschränkung zeigte er sich als Meister.

Das volkstümliche Lied galt dem forscher deutscher Volksposse als das echte und rechte Ziel. Und was hat er darin geleistet? Könnte ein einzelner Dichter Volkslieder dichten, Hoffmann von Fallersleben hätte es erreicht! Seine herzigen Kinderlieder, bei denen noch die Alten jauchzen, werden immer leben, nicht minder seine Wander-, Turn- und Liebeslieder. Und seine vaterländischen Gesänge? . . . Nun, das dankbare deutsche Volk hat dem, wegen seiner „unpolitischen Lieder“ einst „abgesetzten Professor“ eine Bronzestatue auf Helgoland, jenem felsigen, meerumspülten Eiland, gesetzt, wo 1841 der Hochgesang „Deutschland, Deutschland über alles!“ seinem liederreichen, goldenen deutschen Herzen entquollen ist, der mehr dem Vaterlande gewonnen hat und noch gewinnt, als manches Ruhmesmal aus Stein und Erz . . .

Schmetterlinge als Touristen.

Das alljährlich zu beobachtende Wandern von Tieren hat schon seit langem die Naturforscher zu genaueren Untersuchungen über dieses Problem angeregt. Solche Wanderungen, die sich entweder im Umkreis des Aufenthalts einer Tierart oder aber über weite Landstrecken in großen Scharen vollziehen, sind besonders in der Insektenwelt eine häufig wiederkehrende Erscheinung. Die Arten dieser Wanderungen ereignen sich aber auf so mannigfache und grundverschiedene Weise, daß es der Forschung bisher noch nicht gelungen ist, gemeingültige Regeln für die Ursachen, die Dauer und die naturwissenschaftlichen Zusammenhänge der Insektenwanderungen festzustellen. Wie in einem der „Insektenreisen“ gewidmeten Aufsatz im „Prometheus“ ausgeführt wird, ist die Annahme, daß der Hunger die treibende Kraft für solche Wanderungen sei, durchaus nicht in allen Fällen richtig. Bei den weitestgereisten Insekten, den Heuschrecken, mag dies tatsächlich zutreffen. Die in der Pflanzenwelt durch ziehende Heuschreckenschwärme angerichteten Verheerungen zeigen zur Genüge, daß es der Hungertrieb ist, der diese Tiere in gewaltigen Massen über Land treibt. Doch auch bei den Heuschreckenwanderungen müssen noch andere Ursachen mitwirken, da auch der größte Heuschreckenschwarm keineswegs von der unteren Donau bis nach dem Norden Europas zu reisen brauchte — wie es in Wirklichkeit oft geschieht, — um bloß seinen Hunger zu stillen. Eine Wanderung im Umkreis weniger Dörfer würde ausreichend sein, um dem größten Heuschreckenschwarm genügende Nahrung zu bieten. Noch rätselhafter erscheinen die regelmäßigen Gesellschaftsreisen der Libellen, die in ihrer Geschlossenheit dem rastlosen Naturzettel dieser Tiere widersprechen. Nunmehr verucht der bekannte Entomologe Professor Sajo im „Prometheus“, diese Naturchauspiele aus seelischen Ursachen herzuleiten. Hierbei soll die Erregung des Nervensystems die wichtigste Rolle spielen, da die Insekten außerordentlich nervöser Natur sind. Es ist anzunehmen, daß diese Nervosität der Insekten eine Folgeerscheinung ihres aufreibenden Daseinskampfes ist. Der reinst Typus solcher nervösen Insektenwanderer sind die Schmetterlinge, die ein regelrechtes, ungebundenes Touristenleben führen. Ganz besonders ist der Distelfalter (*Vanessa cardui*) als Tourist bekannt. Diese Neigung scheint auch die Hauptursache für sein internationales Auftreten zu sein. Denn die schönen Distelfalter sind in der ganzen Welt bekannt; sie kommen in fast allen Regionen vor, in der Tiefebene ebenso gut wie im Hochgebirge. In vergangenen Jahren haben die großen Wanderzüge dieser geflügelten Touristen in Europa gewaltiges Aufsehen erregt. So konnte man vom 3. bis 8. Juni 1879 mehrere große Züge von Distelfaltern über Straßburg beobachten. Ein ander Mal bedekten sogar unzählige Distelfalter die Schneeflächen beim Hospiz von St. Gotthard. Hieran konnte man am deutlichsten erkennen, daß es sich bei den Schmetterlingen nicht um eine massenhafte Nahrungssuche, sondern ganz einfach um einen nervösen Reisetrieb handelte. Denn man wird zugeben müssen, daß die Schmetter-

linge nicht die Schneeregionen des Hochgebirges aufsuchen müssten, um die Disteln zu finden, denen sie ihre Nahrung entnehmen. Fünf Tage nach dieser Überraschung auf dem St. Gotthard, am 10. Juli, wurden die Schmetterlingszüge bereits in Frankreich beobachtet, und 14 Tage später waren sie in den verschiedensten Gegenden zu erblicken, in St. Gallen, Karlsruhe, Rennes und Paris. Zu den Schmetterlingstouristen zählen auch die sog. „Gammareule“, die zu der Art der Spanner gehören. Sie erschienen einmal in dichten Wolken sogar über dem Meere vor dem Leuchtturm von Helgoland. Auch die Kohlweihlinge sind eifige Touristen, deren Reisen sich meist in der Richtung von Norden nach Süden bewegen. Man hat Kohlweihlingszüge beobachtet, deren Breite sich über eine Meile ausdehnte.



Wack're Knaben.

Der Sammlung „Mutter singt mit uns“ entnommen und aus dem Schwedischen überzeugt von H. W.

Den nenne einen Weichling ich,
Wer friert den Winter lang,
In Pelz und Wollewickt sich,
Vor jedem Lüftchen bang.
Dem Schnupfen er doch nicht entgeht,
Wenn frisch der Wind von Nordland weht.
Wenn durch die Birkenzweige fährt
Der Sturm und lang die Nacht,
Dann ab' daheim am warmen Herd
Die Sage ihre Macht.
Doch just ein rechter Wintertag
Ins freie mich verlocken mag.

Selbst will mein Ross ich lenken dort
Und meinen Schlitten wert,
So komme ich heil und rüstig fort,
Von keiner Sorg beschwert;
Ich hummle mich vom Hügelrand
Vergnügt hinab ins Zuckerland.

Ha, wack're Knaben allzumal
Greift frisch und fröhlich an!
Manch wack'r Knabe wird einmal
Gewiß ein wack'r Mann.
Das Vaterland braucht Kraft und Mark
Und Muskeln, die wie Eisen stark.



Knacknuss.

Einer der nächsten Sterne ist Capella; feine Entfernung hat man zu 90 000 000 000 (90 Billionen) Meilen berechnet. Wenn wir nun mit einem Eilzuge reisen, der Tag und Nacht ununterbrochen in jeder Stunde 10 Meilen zurücklegt, wie lange Zeit (annähernd) würden wir dann brauchen: 1. um eine Reise um die Erde (Umkreis 5400 Meilen) zu machen, 2. um den Mond (Entfernung 52 000 Meilen) zu erreichen, 3. um die Sonne (Entfernung 20 Millionen Meilen) zu erreichen, 4. um Capella zu erreichen, 5. wie lange ist das Licht (40 000 Meilen in der Sekunde) unterwegs von Capella bis zur Erde?

Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schickt, soll in der Rätselrede der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblatt genannt werden.

Das vollkommenste Reiseautomobil der Welt.

Das seltsamste Luxusautomobil der Welt besitzt wohl der amerikanische Finanzmann und Direktor der New-Yorker Autobusgesellschaft Conlin, über dessen Reisewagen im „American“ wahre Wunder berichtet werden. Der Wagen, der äußerlich einem sehr großen Omnibus gleicht, ist auf die verschwenderische Weise in der Art einer Vergnügungs-Yacht eingerichtet. Es gibt sogar ein „Oberdeck“ in Gestalt eines auf dem Dach eingerichteten, mit bequemen Sitzegelegen-

heiten ausgestatteten freien Aussichtsraumes, der zum Schutz gegen Sonne, Wind und Regen in ein Zelt verwandelt werden kann. Der eigentliche breite und ziemlich langgestreckte Wagenraum enthält Schlafzimmer, Wohnzimmer, Bibliothek und Küche. Das Gewicht des Wagens beträgt nicht mehr als das eines großen Stadtautobusses. Der 60 PS. Motor ist besonders zur Überwindung steiler Steigungen konstruiert. Besondere Reifenbezüge dienen zum Befahren sandiger Gegenden, zum Überqueren von Flussstellen wird eine zusammenlegbare Brücke mitgeführt. Der Wagenraum ist 21 Fuß lang, 7 1/2 Fuß breit und 6 1/2 Fuß hoch. Die beiden Türen stehen mit ausklappbaren Treppen in automatischer Verbindung. Auch ein Toilettenraum, eine Badestube und eine Eisbammer sind vorhanden. Der Hauptraum, der in der Mitte des Wagens gelegen ist, ist 10 Fuß lang und enthält prächtig ausgestattete Ruhegelegenheiten, die abends in Betten umgewandelt werden. Sechs Personen können bequem in diesem Raum schlafen. Selbstverständlich gibt es auch Schränke und elektrische Tische und Bettlampen. Ein großer Schreibtisch ermöglicht die ruhige Abwicklung aller Schreibarbeit. Die Bibliothek enthält, neben Romanen und Unterhaltungsbüchern, die notwendigen Reisewerke, Führer, sowie Land- und Straßenkarten. Auf dem „Oberdeck“ sind Gewehre und Angelzeng, Lebensmittel, Betriebsvorräte, Behälter für kaltes und warmes Wasser, Strohstühle und Sofas untergebracht. Auch ein Motorrad wird mitgenommen; ein kleiner Kran dient dazu, das Rad bequem vom Dach auf den Erdboden herabzulassen. Eine besondere Merkwürdigkeit des Wagens ist die Möglichkeit, ihn jederzeit in ein Lager umzuwandeln, wenn der Besitzer längere Zeit an einem Punkt verweilen will. Die elektrische Anlage versorgt nebst der Beleuchtung zwei Dvacuumreiniger. Eine Apotheke und ein Wasserfiltrierapparat sorgen für Hygiene und Gesundheit.

Aufklärung des Rätsels
aus der vorigen Nummer:
Die Sonnenuhr.